

Antonio Corregio.



Die Nacht von Corregio in der Gallerie zu Dresden.

Die Nacht von Corregio bildet nach den beiden Madonnen Raphaels den größten Schmuck der Dresdener Galerie. In dunkler Nacht empfängt das in den Armen seiner Mutter liegende Christuskind die Huldigungen der

1856.

Hirten. Das Licht, das von der heiligen Aureole ausgeht, die sein Haupt umgibt, hat etwas Erhabenes; die Personen im Hintergrund des Bildes und entfernt von dem Kinde, sind noch im Dunkel, als wollte der Künstler

den Zustand der Menschheit vor der Erscheinung des göttlichen Lichtes auf Erden damit andeuten.

Antonio Allegri von Corregio war 1494 von dürftigen Eltern geboren, und scheint sich — genauere Notizen fehlen — ohne Meister selbstständig gebildet zu haben. Die Natur war seine einzige Lehrmeisterin. Er pflegte zu sagen: er habe seine Gedanken in der Spitze seines Pinsels. Er ließ sich frühzeitig im Herzogthum Parma nieder und verblieb dort sein ganzes Leben; trotz bedeutender Aufträge scheint er es nie zu einiger Wohlhabenheit haben bringen zu können. Zu seinen bedeutendsten Werken, in denen er namentlich die Grazie, mit der er Engel malte, entfalten konnte, gehören die beiden Kuppeln von San Giovanni und der Cathedrale von Parma. In der letzteren war ihm die Himmelfahrt Maria's zum Vorwurf gegeben worden. Die Geistlichen fanden jedoch keinen Geschmack an seiner Arbeit, und dingten ihm, als sie fertig war, die Hälfte an der stipulirten Summe ab. Corregio war durch seine Verhältnisse gezwungen, nachzugeben, und nahm das Geld, das ihm in lauter Kupfermünze ausbezahlt worden, auf die Schultern. Er hatte sechs Meilen in der glühendsten Sonnenhitze zu machen, und als er endlich erschöpft ankam, eilten seine Kinder, ihm Wasser zu bringen. Er versiel dadurch in ein Fieber und stand nicht mehr vom Lager auf. In drei Tagen (1534) war er todt. Wenige Jahre später kam Tizian durch Parma und eilte nach der Cathedrale. Der Canonicus, der ihn umherführte, sagte, als er Tizian bewundernd nach der Kuppel blicken sah: „es sei eine unbedeutende Arbeit, die man demnächst abnehmen werde.“ — „Was?“ rief Tizian. „Seht Euch vor, was Ihr thut; es ist ein herrliches Werk, und wäre ich nicht Tizian, ich möchte Corregio sein.“

Corregio hat in seinen religiösen Bildern durch die ihm eigene Empfindsamkeit und die Sinnlichkeit seiner Gestalten bereits eine Neigung zum Weltlichen; deshalb entsprechen mythologische Darstellungen seiner Stimmung ungleich mehr als christliche. Der Ernst der Religion geht „in eine feine Sinnlichkeit, ein heiter scherzendes, jubelndes Kinderspiel über, und es beginnt mit ihm die falsche Grazie der Sentimentalität.“

Die Robe und der Degen.

Abenteuer eines Seehelden.

(Fortsetzung.)

V. Die beiden Brüder.

Er hatte den Weg nach dem Garten rasch zurückgelegt, und hörte, unter einer Mauer angekommen, wo sich ein Schatten ausbreitete, durch das Fenster des Saales eine tiefe Stimme in Unterredung mit Marien begriffen. Anfangs glaubte er, es sei eine Frauenstimme, so sanft war sie; auf den Zehenspitzen näher tretend, erkannte er jedoch eine Männerstimme. — Er legte die Hand an den Degengriff, und beugte sich, vor Zorn glühend; aber es dauerte nicht lange, so stotterte er mit halberstimmter Stimme: „Mein Bruder Luc?“ Er ließ sich auf eine Bank nieder und lauschte folgendem Gespräch: „Ich eilte meinem Vater ein paar Stunden voran, noch diese Nacht trifft er mit seinem neuen Schiffe ein, das mit schönen Kanonen besetzt ist, und das die edle Dame von Brest herüberträgt, welche Bathin desselben werden will, — die

Frau Gräfin Gabriele von Bourdonnais.“ — „Die reiche Wittwe, welche im verfloffenen Jahre am Hochzeitsmorgen ihren Gemahl verloren?“ — „Dieselbe. Das Boot, das sie nach Dinard brachte, zerschellte, und beide wären zugleich verloren gewesen, wenn nicht der Muth eines Eingeladenen die junge Frau mit Lebensgefahr gerettet hätte.“ — „Und dieser edle Retter war Herr René, Dein Bruder; ich habe das nicht vergessen,“ sagte Marie-Ange. — „Auch Frau von Bourdonnais hat es nicht vergessen. Sie hat meinen Vater in Brest mit Ehren überhäuft; sie wird die Taufe der Gabriele morgen Abend vornehmen. Du kennst Trouins Prachtliebe; er hat mir vorauszuweichen befohlen, um ein Fest anzuordnen, wie St. Malo noch keines gesehen; ein Banket für 5000 Livres, ein Feuerwerk, Kanonensalven, ein Schifferrennen und einen Maskenball.“ — „Deßsen Königin Frau von Bourdonnais ist,“ seufzte Marie-Ange. — „Ich eilte, die Anstalten dazu zu treffen, wollte mich jedoch zuvor versichern, daß Du Deinen Verlobten noch unverändert liebst, daß Du meinen Ring bewahrst, und endlich mein Glück krönen wirst. Zwei lange Monde sind's, seit ich Dich nicht gesehen. . .“ Diese Worte wurden mit solcher Zärtlichkeit gesprochen, daß René eine Thräne über seine Wangen rollen fühlte. . . „Du hast mein Versprechen, Luc,“ sagte das junge Mädchen, „sobald ich über meines Vaters Schicksal beruhigt bin.“ — „Morgen schon hoffe ich zu wissen, was aus ihm geworden.“ — „Aber Dein Vater wollte ja nie von unserer Verbindung wissen; hoffst Du denn seine Einwilligung zu erhalten?“ — „Ja, denn ich bin zu jedem Opfer bereit; Du kennst meine Abneigung gegen den Stand des Seemanns, den ich als Aeltester ergreifen soll; ich habe immer offen bekannt, der Ruhm der Tapferkeit reize mich nicht; meine zitternde Hand ist nicht für den Degen gemacht. Pulverdampf, Blutgeruch erheben mein Herz nicht. Mein armer Vater, der auf dem Meere geboren ist und der nicht begreift, daß sein Sohn kein Meerwolf, hat mich leicht in's Meerwasser werfen, an den Mast binden, fluchen, rauchen, Schnaps trinken lassen; das Alles hat mich nur eingeschüchtert, nicht muthig gemacht. Mein Ehrgeiz wäre, ein Gelehrter zu werden. Ich will jedoch darauf verzichten, auf den Reiz dieser Studien, um mich in den Strudel dieses wilden Lebens zu stürzen, das mir zuwider ist. Ich werde das Geld zum Fenster hinauswerfen, ein hohes Spiel treiben, mich in Rum, Tabak und Pulver berauschen, den Degen, vor dem ich einen Abscheu habe, mit beiden Händen ergreifen und Blut vergießen, mit einem Wort, Corsar werden, und mich zu dieser Rolle vorzubereiten, die Tracht des Seemanns auf dem Ball von morgen tragen. Al' das nur, um seine Zustimmung zu unserer Verbindung zu erlangen.“ — „Armer Luc, ich will nicht, daß Dein Glück Dein Unglück werde. Wie schade, daß René nicht an Deinem Plage steht und Du an dem seinen,“ fügte sie mit zitternder Stimme hinzu. — „Das sage ich immer: wie gerne verkaufte ich mein Erstgeburtsrecht.“ — „René trägt den Degen mit so viel Muth und Glück. Gott weiß, wie weit er es in der R. Marine brächte.“ — „Und ich in der Magistratur und Diplomatie.“ — „Ich sehe ihn schon als Schiffscapitän, Geschwadercommandanten!“ — „Und ich mich als Consul oder Gesandten. Das war der Traum meiner Mutter. Als mein Bruder kürzlich das Kanonenboot von Plymouth an meiner Statt angriff und bordete, als er mit Blut bedeckt und zerrissenem Arm zurückkehrte, da forderte auch ich Waffen, um ihn zu rächen. Aber er

umarmte mich, seiner Wunden spottend, und dankte mir, daß ich ihm den schönsten Tag seines Lebens geschenkt!"

Die Stimme des jungen Mannes erstickte in Thränen; auch Marie-Ange weinte aus voller Seele, und aus dem Garten drangen Seufzer heraus.

"Unsere gute Mutter," fuhr Luc fort, "war an dieser Vertauschung der Rollen mit Schuld; später wollte sie ihr Unrecht wieder gut machen. Aber sie vermochte nichts gegen die Hartnäckigkeit unseres Vaters. Vielleicht bin ich bald Lieutenant auf der Gabrielle, und vergesse dann all meinen Kummer an Deiner Hand; mein Leben theilt sich in zwei wunderbar verschiedene Hälften; einige Tage himmlischen Glückes bei Dir, Marie-Ange, und lange Schmerzensmonde auf dem Ocean."

"Nein, das wird nicht sein!" rief plötzlich eine energische Stimme. Und René schwang sich mit einem Sprünge über den Balkon in das Zimmer.

VI. Revolution.

Die Erscheinung eines Verstorbenen hätte keinen furchtbareren Eindruck machen können. Marie-Ange, welche tief roth und zitternd zwischen den beiden Brüdern stand, wagte keinen anzusehen. René betrachtete abwechselnd die beiden Verlobten, deren Geheimniß er so eben entdeckt und deren Schicksal in seiner Hand lag. Luc Trouin war einige Jahre älter als René, dieser aber war ihm an Körperkraft weit überlegen. Indessen hatten sie Beide denselben Wuchs, dieselben Züge, dieselben Augen, denselben Stimmton und trugen sich beinahe ganz gleich. Und doch schien Luc der Schatten oder vielmehr der Geist René's zu sein. „Herr René!" rief Luc endlich. „Mein Bruder hier? — Du hast uns gehört, und wir glaubten Dich in St. Malo?" — „Und ich Dich in Caen!" Wir wollen dieses Gespräch nicht verfolgen, sondern die Revolution erklären, die mit unserem Helden vorging. Seine Liebe zu der Milchschwester war eine leidenschaftliche Laune, während die Liebe Luc's eine Lebensfrage war. Nicht ohne sich zu verlegen, riß er seine Leidenschaft für Marie-Ange aus seinem Herzen und schwur, sie seinem Bruder zum Opfer zu bringen. „Nein," rief René, indem er Beide umarmte, „Ihr sollt nicht getrennt werden. Aber es war Unrecht, daß Ihr mir Euer Geheimniß nicht früher anvertraut und mich hintergangen."

Luc drückte die Hand seines Bruders, und Marie-Ange nahm erröthend die Hand Luc's. „Ich verzeihe Euch und werde für Euch sorgen. Hört mich an. Du, Marie-Ange, gebiete Deinen Thränen Einhalt; Deines Vaters Leben ist nicht in Gefahr. Bernard wird wieder kommen, wie er war, dann wirst Du das Geheimniß seines Verschwindens erfahren. Du, mein Bruder, wolltest eine Rolle übernehmen, die Deine Kräfte übersteigt; ich muß sie an Deiner Stelle spielen. Du wirst mir morgen Deinen Namen und die Tracht des Seeräubers auf dem Maskenball unsers Vaters borgen, und übermorgen Deinen Posten im Kampf auf dem Verdeck der Gabrielle überlassen." — „Gerne," rief Luc, „aber diesmal möcht' ich Dein Partner sein." — „Ich biete Dir die Robe des Parlaments-Präsidenten und ein Varet dazu an." — „Ich nehme sie als Zeichen guter Vorbedeutung an." — „Einen kleinen Dienst muß ich jedoch von Dir fordern." — „Den größten leistete ich so gerne." — „Du solltest mit Deinem Namenszuge diese Billets-dour unterzeichnen. . . ." René zog aus seiner Tasche eine Menge Papiere und warf sie auf den Tisch. . . . „Deine Schulden," rief Luc, mit einem

Schauer zurückfahrend. — „Alle sammt und sonders," antwortete René lachend, „neun tausend drei hundert siebenundsechzig Livres neun Sous sechs Deniers, eine Kleinigkeit, wegen der mich eine ganze Wolke von Gläubigern seit vierzehn Tagen preßt. Wenn sie nicht bezahlt wird, muß ich den Aschermittwoch im Gefängniß abbüßen." — „Ich würde gerne an Deine Stelle treten; es wäre mir weit lieber, als eine Seefahrt, aber ich begreife die Möglichkeit nicht!" — „Du begreifst nicht? Der Vater wirft mir beständig vor, daß ich Schulden mache, und Dir, daß Du keine hast. Wenn ich Dir die meinen übertrage, befriedige ich ihn doppelt. Er umarmt mich und Dich, bezahlt die Summe, und Niemand wandert in's Gefängniß."

Luc mußte lachen, und trotz seiner Abneigung, den Vater zu täuschen, nahm er eine Feder und setzte sich vor die Schuldscheine. Aber er hatte die Buchstaben seines Namens noch nicht ausgeschrieben, als sein Bruder ihn mit den Worten daran hinderte:

„Es ist zu spät! Adieu meine schönen Pläne. Die Gläubiger sind wie die Wölfe. Kaum wird der Wolf genannt, kommt er auch schon gerannt. . . ."

VII. Die Gläubiger.

Ein unheimliches Gesicht erschien in der That an dem Fenster, — dasselbe, welches René in St. Malo gefolgt war. Zehn Andere besetzten die Ausgänge des Hauses und des Gartens. Kurz, unser Held erkannte die Spürhunde der Justiz, und sah, daß er nach allen Regeln blockirt war. „Deffnet!" rief im selben Augenblicke eine Stentorstimme. Luc und Marie-Ange zitterten von Kopf bis zu den Füßen. Marthe stürzte in den Saal. René allein behielt seine Kaltblütigkeit. „Noch mehr als eine Viertelstunde bis zu Sonnenuntergang," rief er, „Nichts ist verloren. Wir sind unserer Vier gegen Zehn, haben jedoch die vortheilhaftere Position. Ich nehme den Kampf an. . . ." Er stellte sich als Capitän an die Spitze seiner Leute und sagte: „Ihr, Marthe, übernehmt die Vertheidigung der Vorposten, wo Ihr Euren Schnurrbart verdienen könnt. Ihr, Bruder und Schwester, den ersten Stock; ich übernehme den Speicher. Errichte Jedes tüchtige Barrikaden. Eine Viertelstunde genügt, um den Platz zu retten." Rasch schob er die Riegel vor, schloß die Thüren ab, bemächtigte sich der Schlüssel und verschwand. Das Haus hatte eine förmliche Belagerung auszuhalten. Belagerer und Garnison parlamentirten. Die Thüre wurde erbrochen, der Saal überrumpelt und Alles von unterst zu oberst gekehrt. Marie-Ange leistete durch ihre Anmuth, Luc durch die Ueberredung und Marthe durch die Kraft Widerstand. Da sie glaubte, man wolle ihrer Herrin an's Leben, vertheidigte sie die brave Frau mit Füßen, Händen und Zähnen, wie der beste Hoshund. Als die Gläubiger René's Schlupfwinkel endlich entdeckt und ihn ergreifen wollten, entkam er durch das Fenster, an dessen Kreuzstock er einen Strick gebunden. Keiner wagte ihn auf diesem Wege zu verfolgen. Sie eilten die Treppe hinab, er hatte jedoch bereits das Weiße gesucht, aber am Ende des Gartens wurde seine Lage eine furchtbare. Vor sich das Meer, das an einen zwanzig Fuß hohen Felsen schlug, hinter sich seine Verfolger. . . . auf fünfzig Schritte nah. . . . Seine Ungewißheit dauerte nur eine Sekunde. Rasch hat er seine Kleider abgeworfen und sich in die Wellen gestürzt. Marie-Ange, die ihm mit den Blicken gefolgt war, fällt in Ohn-

macht, und selbst die Gläubiger stoßen einen Schrei des Schreckens aus. Sie eilen herbei und sehen nur noch den brausenden Schaum. — Aber kaum war er verschwunden, so taucht der muthige Schwimmer auch schon wieder in der Ferne auf und durchschneidet die Wogen wie ein Hai, erreicht einen Felsen, der eine kleine Insel bildet, und begrüßt mit lautem Lachen die Leute des Königs, die er höflich zu sich einlädt.

„Die Sonne ist dem Untergehen nah; sie küßt die Meereswogen zum letzten Male. Gute Nacht, meine Herren!“

Die Leute des Königs zogen sich fluchend zurück, und unser Held schwamm wieder an das Ufer. Er bemerkte jedoch, daß sich seine Feinde gerächt, indem sie ihm die Kleider genommen. „Wahrhaftig!“ rief er lachend, „nachdem ich heute so oft die Kleider gewechselt, hätte ich nicht gedacht, daß ich den Carnaval im Costume Adams beschließen würde.“ Er wollte bereits rufen, ob ihm nicht ein Zufall günstig wäre, aber im selben Augenblick fiel ihm ein Päck auf den Kopf, und er erkannte zu seiner großen Freude seine Kleider; Martha war sein Schutzengel gewesen.

Eine Viertelstunde später fuhr René's Boot nach St. Nalo, mit zwölf Personen besetzt: den beiden Brüdern und den — zehn Leuten des Königs. Eine wunderliche Gesellschaft; man muß nämlich wissen, daß man Niemanden nach Sonnenuntergang verhaften durfte. René, der sie am Ufer gefunden, hatte sich ihnen als Charon angeboten, um sie über den Fels zu führen. Auf dem Wege wurde Lucs Anerbieten, die Schuld in vierundzwanzig Stunden zu bezahlen, angenommen, — nur der Costumschneider, der die größte Forderung hatte, aber keinen Repräsentanten geschickt, ging leer aus. René konnte sich eine kleine Rache nicht versagen; als sie an's Ufer sprangen, rief er, dem Boote einen Stoß gebend: „Bad für Bad!“ und die Leute des Königs schwammen im Wasser, während die auf dem Quai versammelte Menge ihnen zujuchzte. So endigte der Fastenmontag René's du Quay Trouin. Im Halbdunkel des Abends begleitete er seinen Bruder bis an das väterliche Haus und sagte: „Küsse meine Mutter in meinem Namen, und bereite Alles gut zum Feste vor, daß unsere Sache gelinge.“

VIII. Die Ehrensache.

Noch ein Ereigniß sollte diesen Tag voll Abenteuer krönen. Luc war nach Hause gekehrt und René eilte nach seiner Herberge, als im Schatten ein Unbekannter auf ihn zutrat, der einen fußlangen Schnurrbart, eine himmellange Figur, einen enorm langen Rappier und einen rothgestickten Brief hatte.

„Ist Herr Luc Trouin noch nicht zu Hause?“ fragte der bärtige Bote, sich spreizend. René, der merkte, woher der Wind wehte, antwortete feck: „Ich bins.“ — „So kann ich Ihnen den Brief übergeben.“ — René nahm und trat unter eine Laterne, wo er folgende Zeilen las:

„Herr Luc Trouin de la Barbinais!“

„Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, aber ich höre, daß Sie Fräulein Marie-Ange Bernard heirathen wollen. Ich habe diese Dame auf dem letzten Markte von Dinard durch meine Aufmerksamkeit ausgezeichnet, und beabsichtige deshalb, mir mit Ihnen den Hals zu brechen. Morgen begeben Sie sich zu diesem Zwecke nach St. Nalo, wo ich Sie um ein Stelldichlein bitte.“

Der Chevalier A. de la Brillantier.“

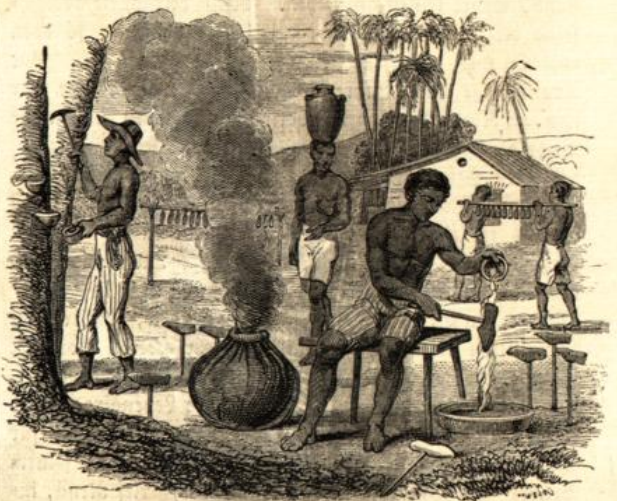
„Morgen denn, Abends sieben Uhr, am Fuß der alten Mauer. Ich werde pünktlich da sein,“ sagte René.

Der Bote schien überrascht durch die Entschiedenheit dieser Antwort, und sagte: „Bis morgen.“ — „Der erste Haudegen von Dinan,“ murmelte unser Held auf dem Heimweg. „Welch' Glück, mich für diesen lieben Luc tödten zu lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kautschuk.

Der Kautschuk heißt in Para gewöhnlich Borracha (kleiner Schlauch). Der Baum, von dem er gewonnen wird, hat eine Höhe von 80, bisweilen 100 Fuß; sein Wipfel ist überaus üppig, die Aeste schießen 40—50 Fuß weit hinaus, und haben ein dicktes und glänzendes Laub; bei dem geringsten Reizen schwillt der Gummi aus und hat die Consistenz eines dicken gelblichen Rahmes. Die Bäume, welche man ausbeuten will, werden gewöhnlich Morgens



Schuhfabrikation in Para (Brasilien).

angebohrt und es fließt aus dem Schnitte ungefähr eine Kürbiß voll Fluidum während eines Tages. Der Saft wird in einem kleinen irdenen Topfe gesammelt. Sind all' die Terrinen voll, so gießt man das Ganze in einen Schiffskrug. Der Gummi ist kaum gesammelt, so ist er auch schon für den Gebrauch, den man davon machen will, tauglich; Modelle aller Art zu Schuhen und andern Gegenständen sind im Voraus zurecht gestellt. Für die Schuhe bedient man sich auch hölzerner Modelle, die man nur leicht mit Erde überzieht, um das Fabrikat besser ablösen zu können. Der Arbeiter hat einen Stab, an dem ein Griff befestigt ist. Die Flüssigkeit wird langsam in die Form gegossen. Dann muß der Gummi dem Rauch ausgesetzt werden, wodurch er trocknet und zugleich eine dunkle Farbe erhält. Ist die erste Lage trocken, so wird eine zweite eingegossen und von Neuem dem Rauche ausgesetzt. Ein Schuh braucht gewöhnlich zwölf solcher Lagen. Ist die Arbeit fertig, so wird sie in die Sonne gestellt. Zwei Tage lang bleibt die Masse noch so weich, daß man dem Schuh jegliche Verzierung geben kann, die die Phantasie des Arbeiters erfindet. Diese Schuhe behalten die gelb-

liche Farbe, auch nachdem sie aus der Form genommen sind. An langen Stangen aufgehängt, trocknen sie auf dem Verdeck der Schiffe. Sollen sie große Reisen machen, so umgibt man sie mit trockenem Grase, um die Ausdehnung zu vermeiden.

Der Fesen.

Eine Sage aus der Gegend von Mes.

Peter Ferry, ein junger Pächter, der ein hübsches Gut in einem Dorfe nahe bei Mes bewirtschaftete und sich

durch Fleiß und Umsicht schon ein hübsches Stückchen erspart hatte, obgleich er das Gut vom Vater erst seit wenigen Jahren übernommen, wollte endlich den Hausstand mit einer Frau vergrößern, die seine Freuden und Sorgen mit ihm theilte und daheim die Mägde und Arbeiter beaufsichtigte, während er draußen auf dem Felde mit seinen Leuten hantirte.

Aber das war keine so leichte Sache, eine Frau zu wählen, so oft er sich auch mit seinen Freunden im „goldenen Stern“ oder zu Hause mit den Nachbarinnen berathen, die mit geschäftiger Zunge ihm die Vorzüge der jungen



Sie hob den Fesen auf.

Mädchen des Dorfes und wohl auch der Wittwen gerühmt, die noch eine annehmbare Partie waren. Bis man Herz und Vernunft in Einklang bringt, dauert es oft lange und kostet manchen harten Strauß im Innern. Ein geschiedter Mensch wählt sich eine Frau, die Freude, Ordnung und Häuslichkeit als Heirathsgut mitbringt. Peter Ferry fehlte es nicht an Klugheit, denn er fühlte wohl, daß man viel von einer tüchtigen Hausfrau fordern müsse; nur war er nicht gewiß, ob die Entscheidungen der Vernunft auch

mit den Rathschlägen des Herzens harmonisirten; Genoveva und Magdalene Bade, bei denen er aus und ein ging, waren ganz hübsche, angenehme und heitre Mädchen und es war schwer zu sagen, welcher er den Vorzug einräumen sollte. Sie harrten geduldig auf eine Erklärung von seiner Seite, und den einfachen ländlichen Sitten gemäß dachte auch keine daran, ihn durch irgend etwas für sich gewinnen zu wollen.

Peter sprach endlich, da er doch einmal zum Ent-

schlusse kommen wollte, ernstlich mit seinem Vetter Hieronymus über die Sache. Hieronymus war ein kluger und berechnender Mann, der nichts über das Knie abbrach, sondern sich bei Allem erst die verschiedenen Für und Wider überlegte und abwog.

„Genoveva und Magdalene sind brave, gute Mädchen, von denen man wenig sprechen hörte, was immer das beste Zeugniß für die Sitten einer jungen Dirne,“ antwortete Hieronymus; „ihr Vater ist vermöglich und ihre Mutter hat ihnen beim Sterben ein hübsches Erbe hinterlassen. Ich habe im Ganzen nichts gegen Deine Wahl zu sagen, soweit ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte; allein ich habe sie nur außer dem Hause, in der Kirche, im Felde und beim Tanze gesehen. Führe mich zu ihnen, Du hast ja Zugang zu dem Alten, und ich werde sie für Dich prüfen, damit Du siehst, was Du an ihnen hast und nicht hinterdrein schmähsch in Deinen Erwartungen getäuscht bist. Nimm aber auch Deinen Hund mit.“ — „Wozu das?“ — „Das wird Dich die Zeit lehren: für jetzt laß Dir genügen, daß ich's herzlich gut mit Dir meine und mich freuen will, an Deinem häuslichen Heerde im Kreise Deiner Kinder mir die Hände zu wärmen.“

Peter gab gerne seine Einwilligung zu dem, was sein Vetter von ihm verlangte. Noch am selben Abend gingen sie mit einander nach dem Hause der Bade. Der Vater war allein zugegen; der alte freundliche Mann, der den besten Ruf im ganzen Dorfe genoß, nahm die beiden jungen Leute mit seiner bekannten Herzlichkeit auf. Man unterhielt sich lange über die Reepernte, die dieses Jahr besonders schön ausgefallen, und Hieronymus, der Delmüller war, schlug dem alten Bade vor, ihm seinen ganzen Vorrath abzukaufen — der Vorwand, den er seinem Besuche gab. Während sie bei einem Glase braunen mezer Bieres, das der Alte für seine Gäste selbst aus dem Keller geholt, weil seine Kinder nicht zu Hause waren, über den Preis hin und her disputirten, fuhr plötzlich Peter's Hund in das Zimmer, um die Kage zu verfolgen, welche in kühnen Sätzen vor ihm her sprang und in der Bewegung, welche dieser Kampf verursachte, fiel der Besen, der an der Wand lehnte, vor die Thüre hin.

Es dauerte nicht lange, so kehrten Genoveva und Magdalene vom Felde heim. Genoveva trat zuerst ein. Es war ein großes und schönes Mädchen mit edler Haltung; ihre Haare waren vom tiefsten Braun, aber die Augen grau und ihr Blick hatte etwas Unsicheres. Sie ging über den Besen weg, ohne ihn zu beachten, lächelte den Fremden kalt zu, murmelte ein kaum hörbares Guten Tag und setzte sich in eine Ecke. Dann erschien Magdalene; sie war blond, lebhaft, gewandt und ihre blauen Augen hatten etwas ungemein Anziehendes. Sie hob den Besen auf und barg ihn hinter der Thüre, machte Miene, der Kage, die sich stellte, einen Stoß mit dem Fuße zu geben und schmeichelte im Vorübergehen dem Hunde; dann ging sie auf die drei Männer zu, sagte ihnen ein freundliches „Guten Tag“, indem sie sich zuerst an Hieronymus und zuletzt an ihren Vater wandte. Sie warf rasch einen Blick um sich her und nahm aufräumend an dem Gespräche Theil.

Als der Handel abgeschlossen war, nahmen die beiden jungen Männer Abschied und gingen Arm in Arm nach Hause. Draußen sagte Hieronymus zu Peter: „Die beiden Schwestern sind gleich reich, gleich schön; ich glaube sogar, daß Genoveva hübscher ist als ihre Schwester. Aber Magdalene allein ist im Stande, durch die Lebhaftigkeit

ihrer Charakters, ihren Ordnungsgeist und ihre Anmuth Glück und Segen in Deine Haushaltung zu tragen.“

Peter ließ sich von den Worten seines Freundes leicht überreden; denn auch ihm hatte das verschiedenartige Benehmen der beiden Schwestern diese Ueberzeugung gegeben. Es dauerte nicht lang, so wurde die Hochzeit Peters und Magdalens gefeiert und wenn Genoveva auch bei dem Tanze, der der Hochzeit folgte, unter allen schönen Mädchen den Sieg davon trug, war Peter doch mit seiner häuslicherischen Magdalene nach fünf und zwanzig Jahren der reichste Pächter des Ortes und der glücklichste Gatte auf zehn Meilen in der Runde. Genoveva heirathete kurze Zeit nach ihrer Schwester, aber die Unordnung zerstörte das Glück ihres Haushaltes.

So lernt man oft aus einer Kleinigkeit den ganzen Menschen kennen, und es gilt in unsrem Leben auch das Unbedeutende nicht zu versäumen.

Der Krieg der Wölfe.

Novelle.

Das Schloß Vocard, dessen letzte Ruinen heutzutage verschwunden sind, stand im Jahre 1340 auf einem der Gipfel der Hügelkette, welche Lothringen durchzieht. Jeder Reisende, der sich von Verdun nach Varennes begab, mußte nothwendig am Fuße dieser Thürme vorüber, und so gering auch sein Gepäc sein mochte, selten erreichte er die Stadt, ohne etwas in den Händen des Herrn des Schlosses zurückgelassen zu haben.

Dieser Zehnten, der den Kaufleuten und Filzen abgenommen wurde, lag im Geiste des Zeitalters und schadete dem Rufe der Ehre nichts, dessen sich die Grafen von Vocard unter dem Adel des Landes erfreuten. Man kannte sie als tapfere zuverlässige Männer, und die zahlreichen Geschenke, welche sie mehreren Klöstern gegeben, schienen nach der Moral des Jahrhunderts ihre Vergehen reichlich aufgewogen zu haben.

Der letzte Herr, Hugo von Vocard, hatte indeß seine Räuberereien und Blünderungen in solchem Maßstabe getrieben, daß selbst seine kühnsten Nachbarn darüber erstaunt waren. Sein Name wurde von der Loire bis zur Meuse gefürchtet. Nicht zufrieden, den Weg von Varennes unsicher zu machen, war er mit seinen Bewaffneten bis Charny und Clairmont vorgebrungen und eroberte von allen Reisenden seinen „Wanderzoll“. Seine Vasallen hatten nicht weniger zu leiden, er behandelte ihre Güter und ihre Person wie sein Eigenthum. Außer seinen großen Zehnten, deren Bezahlung mit aller Strenge eingetrieben wurde, vermehrte er die Confiscationen und Geldbußen je nach den Bedürfnissen seiner Börse und bestrafte das leiseste Murren mit Strick und Gefängniß. Hugo war nicht immer so streng gegen die Schwachen gewesen. So lange die Burgfrau gelebt, hatte er edlere Gewohnheiten und vertrieb sich die Zeit mit minder grausamen Vergnügungen. Aber der Tod der Dame Vocard hatte alles verändert. Hugo verzichtete auf die Zerstreungen, die ihn an Vertha erinnerten und zog sich in seine frühere Einsamkeit zurück. — Es blieb ihm jedoch eine Tochter, der er seine letzte Liebe zuwandte. Da er das Bedürfniß fühlte, sie durch eine Frau erziehen zu lassen, so hatte er die nöthige Dispensation für seine ältere Schwester erwirkt, das Kloster verlassen und sich der Erziehung des Kindes widmen zu dürfen.

Die Bildung hatte sich damals ganz in die Klöster geflüchtet, und Schwester Gertrud wußte alles, was eine Frau in jener barbarischen Zeit lernen konnte. Isolde war eine gelehrige Schülerin; und die Liebe, die sie in sie pflanzte, trug reiche Früchte. Unfreiwillige Zeugin der Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, welche die Sitten des Zeitalters guthießen, hatte das junge Mädchen sich die Mission auferlegt, zu helfen und zu heilen, wo es ihr irgend möglich war. Häufig ward das Geld, das der Graf dem Reisenden abgenommen, ihm wieder als Almosen geschenkt. Da sie ihre Wohlthaten, die den Vater verurtheilten, verbergen mußte, so ließ Isolde den Unglücklichen, den sie gerettet, dem Zufall oder der Vorsehung danken. Außer Schwester Gertrud, die in's Vertrauen gezogen werden mußte, wußte Niemand davon. Hugo glaubte den Launen seiner Tochter mit dem Gelde zu fröhnen, mit dem sie dem Elend aufhalf.

Die rauhe Natur des Schlossherrn war jedoch nicht ganz gleichgültig gegen die Anmuth Isoldens gewesen. Er fand in ihr alle Reize seiner Gattin wieder: sie vereinigte die Fran und die Heilige in sich. Auch in seinem wildesten Treiben konnte er nicht ganz der Erinnerung an dieses sanfte Geschöpf sich entschlagen, das ihn wider Willen zur Menschlichkeit zurückrief. Aber dieser Schutengel sollte nur eine flüchtige Erscheinung sein. Isolde war kaum 18 Jahre, als eine jener furchtbaren Epidemien, welche unter dem Namen der Pest damals beinahe regelmäßig Europa decimierten, sie dem Grafen in wenigen Stunden entriß. Dieser Tod erbitterte ihn noch mehr gegen die Menschheit: der Schmerz machte ihn mitleidslos. Nachdem der Schutengel davongeflogen, wurde das Schloß ein Räuberneß.

Schwester Gertrud blieb indeß, durch das Versprechen, das sie dem jungen Mädchen gegeben, auf dem Schlosse: aber ohne Einfluß auf den Grafen mußte sie sich bald darauf beschränken, Gott zu bitten, seinen Sinn zu mildern. Unglücklicherweise begünstigten die Ereignisse diese Hoffnungen nicht. Empört durch den Aufstand der Bauern, der immer weiter um sich griff, und den Adel bedrohte, wurde der Herr von Vocard mit jedem Tage unbarmherziger. Die nahen Wälder waren voll von Banden von Leibeigenen, die sich selbst den Namen „Wölfe“ gaben und die Reisenden und Schlösser überfielen; der Wanderzoll trug dem Grafen, dessen Bauern durch die Wölfe und ihn selbst verarmt waren, beinahe nichts mehr. Bald fehlte ihm sogar das Geld, um seine Dienstmänner zu bezahlen. Er mußte seine Vasallen herbeirufen, um sie zu ersetzen und sie der rauhen Disziplin der Kriegerleute unterstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gardasee und Riva di Trento.

Der Reisende, der mit der Eisenbahn von Mailand nach Venedig fährt, sieht zu seiner Linken leuchtende, klare, azurblaue Gewässer, die sich nordwärts ausdehnen. Er gönne dem Gardasee einen Tag, und wird sich reichlich dafür belohnt sehen. Zu Deinen Füßen, lieber Leser, gewahrst Du die Mauern von Peschiera und den Fluß des Virgil, den Mincio, der aus dem See hervorrauscht und nach Mantua eilt. Eine Glocke ertönt; es ist das Dampfschiff, das sein letztes Zeichen gibt. In einigen Stunden durchschneidet es den See in seiner ganzen Länge von Peschiera bis Riva di Trento. Vertraue dem heitern

Himmel, noch mehr jedoch der Kraft der dampfgetriebenen Räder. Der Gardasee hat bisweilen seine stürmischen Augenblicke, in denen er dem Meere gleicht. Kaum haben die Reisenden dem Ufer Lebewohl gesagt, so entdecken sie auch schon zur Rechten Sermione, eine reizende Halbinsel, welche Catull bewohnt, und die Augenwimper des Sees genannt. Auf der Spitze des Vorgebirges, unferne der düstern Feste des Scaliger, steht man inmitten von Olivenboskets die imposanten Ruinen der Villa dieses Dichters der Grazien und seine Bäder. Sein Vater hatte an diesem Orte Julius Cäsar, den Sieger der Gallier, bewirthet. Der See erreicht jenseits von Sermione eine Länge von vier Meilen, und dennoch ist die Luft so rein, sind die Ufer so sichtbar, dem Blicke so nahe gerückt, daß man kaum an eine so große Ausdehnung glauben will; auf beiden Seiten entfaltet die Natur die schönste Vegetation, die man sich denken kann: mit Oliven-, Maulbeer- und Feigenbäumen vermischt, senden die Lorbeer-, Myrthen-, Orangen- und Citronenbäume ihre herrlichen Düste weit auf das Wasser herein. Am rechten Ufer gewahrt man Lazise, einen hübschen Flecken, der sich früher als Stadt in den Kriegen der Venetianer gegen Philipp Visconti ausgezeichnet; etwas weiter Bardolino, wo man schöne römische Ruinen gefunden; jenseits in einer Bucht die hübsche Stadt-Garda, die dem See den Namen gab. Das Vorgebirge von San Vigilio, das weit in den See hineinreicht, trägt den schönen Palast Brenzoni's, der das Buch über die Einsamkeit schrieb, die freilich in solcher Umgebung, unter diesem Himmel, in der prachtvollsten Natur die größten Reize bietet. Beinahe gerade gegenüber, am linken Ufer, erheben sich die schönen Felsen von Rocca di Manerba, wo ehemals ein Minerventempel stand. Diese schroffen Felsen, die wie im Sturme übereinander gehäuft sind, haben jedoch nichts Düsteres; ihr Glanz, der die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel reflectirt, verleiht der Oberfläche des Wassers die reichsten Farben, und die Olivengebüsche bieten dem Blicke angenehme Ausruhepunkte. Bei Rocca ist ein kleiner Archipel von sechs Inseln; die entfernteste, die Insel der Minoriten, tritt wie die Wache eines Golfes vor. Wer könnte einen Ausruf der Bewunderung unterdrücken, wenn er in diesen kleinen Golf hineinblickt? Eine reizende Stadt schmückt das Ufer; herrliche Gärten mit Orangen, Citronen und Blumen ziehen sich an den Gestaden hin; Barken, in Form von Wiegen, gleiten über den reinen und klaren Krystall, daß man glaubt, sie hängen in der Luft. Diese Stadt, die uns entgegenlächelt, ist Salò; ihre Bevölkerung, 5000 Seelen, ist eine der glücklichsten Italiens; der Boden erzeugt die üppigsten Früchte, der See bietet die delikatesten Fische; die gesunde Luft erheitert die Seele und stärkt den Körper, und man sagt, daß die Leute bis in ihr höchstes Alter ihre volle Lebenskraft behalten. Jenseits des Golfes von Salò ist der See nur noch zwei Stunden breit. Die nächsten Flecken sind Maderno, am Fuß des Gu, reich an römischen Alterthümern, und Toscolano (Tusculum), das der Haupt-handelsplatz des Sees im Alterthum war. Noch einige Augenblicke, und man kommt bei der Stadt Garzegno an, wo der Reisende die schönsten Terrassen von Orangen- und Citronenbäumen sieht, die sich an den Hügeln hinaufziehen, und deren weiße Pfeiler, welche die breiten Querbalken tragen, aus der Ferne wie lange Marmorsäulenhallen erscheinen. Bei Garzegno hat der See eine Tiefe von 900 Fuß. Beugt man sich jedoch über Bord, so glaubt man die ganze Tiefe ermessen zu können; man sieht weit

unter sich zahlreiche Massen von Fischen mit Schuppen, die wie Gold, Silber und Azur glänzen. Die Fischer von Garzegno verkaufen jedes Jahr allein für 15,000 Ducaten Karpfen. — Wendet man seine Blicke nach dem rechten Ufer, so wird man von einem der erhabensten Contraste der Alpenwelt überrascht. Nord und Süd umarmen sich. Man sieht einen riesigen Berg den Horizont mit seinen scharfen Gipfeln abzacken; es ist der Baldoberg, der den See von dem Gischibale trennt; seine Seiten sind schroff und zerrissen; Heerden weiden auf den grünen Matten; eine silberne Cascade stürzt ihr schäumendes Wasser in die Tiefe; weiße Häuser gruppieren sich auf Höhen, wohin der menschliche Fuß kaum klettern zu können scheint,

wo man jedoch da und dort einen Ziegenhirten oder Wanderer wie ein menschliches Wesen in Miniatur sieht.

Das Boot schaukelt indeß weiter und die Breite des Sees vermindert sich immer mehr. Die Bewunderung ist beinahe müde von all' den Schönheiten und der Pracht der Ansichten; kaum haben die Augen noch die Kraft an Tremosino sich zu ergözen, das einen Felsen im See krönt, und von dem einige hübsche Bäuerinnen herabsteigen, um das Dampfboot noch zu erreichen, mit dem sie nach Niva gehen wollen. Wir gleiten auch wirklich rasch an Limone vorüber und sind nur noch wenige Schritte von Niva di Trento. Da liegt sie vor uns, die Stadt, die auf der Nordseite des Sees unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht



Ansicht von Niva, an der Nordseite des Gardasees.

wie der Hintergrund einer Decoration, alle Eindrücke der Reise des Tages in einem Bilde vereinigend; am Fuße der Berge, die die Purpurstrahlen der untergehenden Sonne reflectiren, zeichnet sie ihre weißen Häuser, ihre Thürme, ihre Mauern ab und öffnet ihren Hafen den Reisenden wie ein Freund seine Thüre dem Freunde, den er erwartet. Schon eilen die Bewohner herbei und drängen sich mit italienischer Lebhaftigkeit an das Boot. Man glaubt sich mitten in ein Fest versetzt, solche Bewegung ist am Ufer. Der neugierige Reisende eilt den von Säulengängen umgebenen Platz, den Aponalethurn, die Minoritenkirche, ein Meisterwerk im Styl des 18. Jahrhunderts, und das Oratorio Santa Croce mit seinen herrlichen

Gemälden zu besuchen. Die Citadelle liegt einige Schritte vor dem nach Arco führenden Thore. Reizenderes bleibt dem Freunde der Natur aufbewahrt, der die Umgebung durchwandert und den Monte Brione mit seinen seltenen Muscheln besucht. Der Schatten neigt sich jedoch über die Berge herab, das Geräusch des Tages verstummt und der Mond zieht seine langen silbernen Furchen durch den See, der sich nach dem Süden zu bewegt. Von den Fenstern des Hotel Sole, dessen Mauern sich in dem Wasser baden, bewundert der Fremde noch einmal das reizende Schauspiel, bis er sich endlich, erquickt und froh durch die Genüsse des Tages, von dem Rauschen der Wellen in einen sanften Schlummer wiegen läßt.